

VIRUS

Beiträge zur Sozialgeschichte der Medizin

Band 13

Schwerpunkt:

Alternative und komplementäre Heilmethoden in der Neuzeit

Herausgegeben von

Elisabeth Lobenwein, Gerhard Ammerer und Alfred Stefan Weiß

für den Verein für Sozialgeschichte der Medizin

Leipzig: Leipziger Universitätsverlag, 2015



Andreas Golob (Rez.)

**Norbert WEISS, Das Grazer Universitäts-Klinikum.
Eine Jubiläumsgeschichte in hundert Bildern**
(Graz 2013, KAGes Verlag), 303 S.
ISBN 978-3-9502281-5-1.

Der jüngste Titel aus Feder und Schatzkiste des Betriebshistorikers und -archivars der Steiermärkischen Krankenanstaltengesellschaft erweckt bibliographisch den Eindruck einer üblichen, reich bebilderten Festschrift, die der Chronik und dem Wer-Was-Wann aus der Sicht der Spitzenfunktionäre huldigt. Die Besprechung soll sich, dem Untertitel gemäß, auf die Geschichte/n konzentrieren, die von den Bildern getragen und erzählt wird/werden. Der Text – dies sei vorausgeschickt – beruht auf den gängigen Überblicksdarstellungen, der Auswertung einer Reihe von Grazer Archiven (die in Hinkunft vielleicht noch um die Bestände des Universitätsarchivs ergänzt werden sollten) und gedruckten Quellen sowie Zeitungen und übertrifft das bescheidene Missionsstatement des Autors, der eingangs „gewaltigen Mut zur Lücke“ (19) bekannte, deutlich. Hie und da hätten noch rezente Einzelanalysen einfließen können, wie etwa jene Gabriele Czarnowskis oder Thomas Mayers.

Schon die ersten ‚Einblicke‘, beispielsweise auf der ersten von drei „Zeitleiste[n]“ (22–23) belehren den wohl begründeten Skeptizismus der Sozialgeschichtsschreibung der Medizin gegenüber Festschriften eines Besseren. Zwar finden sich auch historische Gebäudeaufnahmen. Die erste Person, die auftritt, ist jedoch nicht etwa ein ehrwürdiger Klinikgründer oder Krankenhausdirektor, sondern die 1909 bestellte Leiterin der ersten Grazer Krankenpflegeschule. Zudem zeigt eine Szene, wie Patientinnen und Patienten 1912 in großräumigen Pferdewägen vom alten Standort in den neuen Spitalsbezirk verlegt wurden. Der akademische Unterricht wird mit dem Blick in einen kleineren Lehrraum mit einem komfortabel scheinenden Patientenbett angedeutet.

Diese Transzendierung des klassischen Gedenkens von oben durchzieht die solide Daten- und Faktensammlung, die sich nicht nur auf das Centennium seit dem Bezug des heutigen Standortes bezieht, sondern auch auf eineinhalb Jahrhunderte Landeskrankenhaus inklusive Universitätsklinikum sowie zweihundertfünfundzwanzig Jahre allgemeines Krankenhaus zurückblickt. Neben der Geschichte der Universitätskliniken und ihrer Protagonisten und – im Laufe der Zeit – auch Protagonistinnen entspinnt sich so ein umfassendes Netz, das den *Genius loci* in seiner Gesamtheit umgreift und begrifflich anschaulich macht. Zu den frühen Dokumenten zählt etwa ein Foto von 1862, das die wie eine Rumpelkammer wirkende „Sammlung der chirurgischen Instrumente“ zeigt, und auf dem gut ein „Fantom“ zu erkennen ist (34–35). Krankensäle aus dieser Zeit (33, 45) machen, wenngleich unbelebt, deutlich, wo Patientinnen und Patienten ihre Mahlzeiten einnahmen, welche Waschmöglichkeiten ihnen zur Verfügung standen, wie geheizt und Licht gespendet wurde, welche Dokumentationsmodi, nämlich

Schiefertäfelchen an der Stirnseite über den Betten, genutzt wurden, und wie derartige Daten erhoben wurden – nämlich beispielsweise mit einer im Krankenzimmer aufgestellten Waage. Geöffnete Fenster verweisen auf Licht und Luft, Kreuz und Heiligendarstellungen auf spirituelle Erleuchtung. Stühle neben den penibel gemachten Betten scheinen auf Besuch zu warten. Die bisher genannten Beispiele bilden die eigentliche Vorgeschichte des heutigen Areals, die bereits 1788 mit der Gründung des allgemeinen Krankenhauses am alten Standort einsetzt. Den Geburtswehen ist nach dieser Vorgeschichte ein eigenes Kapitel gewidmet. Weiss verschweigt an dieser Schwelle auch nicht jene Stimmen, die sich skeptisch den Neubauplänen in den Weg stellten und ebenso wenig die „Krankenhausneubau-Affäre“ (106–107) um Verzögerungen und Verteuerungen. Am neuen Standort angekommen, illustriert die frisch begrünte Hauptallee das Zusammenspiel zwischen Klinikfronten und der in der Achse dominierenden Anstaltskirche, dahinter ist einwandfrei der Aussichtsturm eines der bewaldeten städtischen Naherholungsgebiete am Horizont zu erkennen (111). Belebt wird die Ansicht im wahrsten Sinne des Wortes durch einen weiß gestrichenen Patiententransportwagen, mutmaßliche Mitglieder von Patientenschaft, Personal und Besuchenden. Eine Krankentrage mit sänftenartiger Verkleidung ist ebenfalls auszumachen. Auf einem weiteren Foto (127) wird die Rasenpflege im gepflegten Grün des Areals durch einen Bediensteten, durch eine positive Form des ‚Sensenmannes‘ sozusagen, besorgt. Ein anderes Bilddokument präsentiert musizierende Patientinnen und Patienten vom Kindes- zum Erwachsenenalter, die sich in der Zwischenkriegszeit um einen Zitherspieler, einen Gitarristen und einen Musikanten mit Mandoline scharten (183). Das Klinikpersonal ist fallweise bei seiner Arbeit zu sehen, so etwa bei der Visite an der Zahnklinik in der Zwischenkriegszeit (189). Die Asymmetrie zwischen einem Patienten und den gebannt auf ihn fixierten Studentinnen und Studenten wird eindrucksvoll demonstriert (197).

Die Kliniken spielen zwar in weiterer Folge eine tragende Rolle, jedoch ist auch anderes medizinisch Essentielles behandelt, wie die Apotheke, die Blutbank oder die Hörsäle als Orte der Unterweisung, denen im Umfeld der medizinischen Berufe die Hebammenschule, die medizinisch-technische Lehranstalt und die Ausbildungsstätten des Pflegepersonals entsprechen. Im Mütterheim wartet 1924 eine Mutter mit ihrem kleinen Kind in den Armen, ernst in die Kamera blickend, auf die Untersuchung ihres Sprösslings, während ein anderer Säugling gerade gewogen wird (200–201). Die Verpflegung des Personals und der Kranken kommt ebenfalls nicht zu kurz, genauso wenig wie die Wäscherei oder die Administration. Der räumlichen und kommunikativen Peripherie wird ebenfalls ihr funktionales Recht eingeräumt, etwa mit dem Pfortnerhaus, das ursprünglich als Zentrum der Fernsprechanlage auch der Kommunikation diente, dem eigenen Postamtsgebäude, ersten Verschleißeinrichtungen für Tabak [!], Zeitungen, Briefmarken oder einem Friseurladen. Die Anstaltskirche portraitiert der Band schließlich auch umfassend. Als Detail fasziniert die Gegenüberstellung des Altarbildes mit dem Entwurf, der aufgrund zu demonstrativer Nacktheit zensuriert worden war (208–209). Auch der wohl am augenscheinlichsten durch den unterirdischen „Logistiktunnel“ (260–261) repräsentierte ‚Bauch‘ der Klinik, der die technischen Grundvoraussetzungen für das Funktionieren schuf, beispielsweise für die Beheizung und die Wasserversorgung sorgte, sowie die technischen Errungenschaften im Allgemeinen, seien es die architektonischen Raffinessen oder die frühe Integration der Röntgentechnik, werden vor Augen geführt. Die Gärtnerei steht ebenfalls im Mittelpunkt eines Kurzkapitels.

Ein letzter Vorzug besteht darin, dass nicht nur retrospektiv die Geschichte der heutigen Institutionen zurückverfolgt wird. So kommen auch medizinische Sackgassen vor die photo-

graphische Linse, wie etwa der hydro- und balneologische sowie mechanotherapeutische Apparat, der den Moden der Zeit um 1900 geschuldet war. Spezifische Leiden der Zeit kommen ebenfalls zum Tragen, wie etwa durch die bildlich gut dokumentierten südseitig gelegenen Liegehallen für Tuberkulosekranke. Die zeitbedingte Verwendung als Behandlungsort für Verwundete im Ersten Weltkrieg spiegelt sich in einem Krankensaal mit ernst blickenden Uniformierten wider (243).

Abgesehen von den schon genannten Zeitleisten beeindrucken aufwändige doppelseitige Übersichtsdarstellungen über Teile des Areals, die im Fokus von drei räumlich organisierten Kapiteln stehen. Ein Personen-, Sach-, und Institutionenregister erschließt den Band.

Die in der Tat repräsentative Bildersammlung demonstriert also nicht nur die wesentlichsten handelnden Personen und die Gebäude, sondern auch das Leben in den Gebäuden und welche Einrichtungen tief in ihrem Inneren nötig waren, um dieses Leben zu gewährleisten. Es bieten sich auch reiche Anregungen, wie in weiterer Folge mit geschultem und geschärftem Auge vermehrt Bilder aus der Perspektive der Sozial- und Kulturgeschichte der Medizin gelesen und auf ihren Gehalt hin untersucht werden sollten. Die sich durch die Zeitstränge ziehende Bildwürdigkeit auf Postkarten lässt Fragen nach der medialen Wirkung des Krankenhauses im Allgemeinen und seiner Innovationskraft im Speziellen (252–253) aufkommen. Die offensichtliche, mit der Zeit voranschreitende Sterilisierung, Ästhetisierung und ‚Architektonisierung‘ der Bildinhalte – die Menschen kamen abhanden, die Gebäude und Einrichtungen begannen zu dominieren – macht nachdenklich, welche bildlichen Überlieferungen unseren Nachfolgerinnen und Nachfolgern in der Sozialgeschichtsschreibung der Medizin zur Interpretation zur Verfügung stehen werden. Daran binden sich naturgemäß auch höchst gerechtfertigte Fragen über die Entwicklung des Datenschutzes und grundsätzlichere ethische und kulturwissenschaftliche Gedanken zur ‚Bildwürdigkeit‘ von Kranken und Rekonvaleszenten. Die Dokumentation scheinbar peripherer Einrichtungen, die für Betrieb und Verbindung nach außen sorgen, müsste ebenfalls aufgewertet werden.